

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahrabonnement 6 Fr.
Halbjahrabonnement 3 „
Bierj. Abonnement 1, 50 G.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Der jeweiligen die erste Num-
mer nicht verkauft, wird
für das jeweilige nächstfol-
gende Quartal als verehrl.
Abonnement betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig eingesandt.

Einrückungsgebühr 14 G. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnemente
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regel-
mäßig alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika, franko
an die Redaktion gesandt,
finden jederzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielsältiger Verbreitung. Bei
genügender Abonnentenzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung we-
sentlich zweimal erscheinen.

Nr. 25.

Bern, Sonntag den 26. Juni.

Dritter Jahrgang. 1853.

Warnung.

Übermald werden hier in New-York Arbeiter zu Tausenden unter
den verlockendsten Vorstpielungen für den Bau der Panama-Eisenbahn
gesucht. Besonders speculiren die Arbeiter-Verlocker auf neue Einwan-
derer, namentlich aber auf Deutsche, deren Leichtgläubigkeit, Zutrau-
lichkeit und Gutmüthigkeit von jeher in diesem Lande in schmachvollster,
undverantwortlicher Weise gemißbraucht und gründlich ausgebrutet
wurde.

Ich habe mehrfach Warnungen hier und in Deutschland öffentlich
selbst gegeben, oder auch Thatsachen zur Sprache gebracht, die meinen
Landleuten ihre kurzschichtigen Augen öffnen könnten; allein sie wur-
den vielfach nicht beachtet, ja man sagte mir gelegentlich bei mündli-
chem Abtatsen herabzu ins Gesicht: „ich sei wohl auch Einer von
Denen, die Andern nur keinen guten Verdienst gönnten!“

Darum will ich nicht unterlassen, jetzt nochmals mit meines Na-
mens Unterschrift herauszutreten, um an geeigneter Stelle in Erwäh-
nung zu bringen: daß die amerikanischen Sklavenbesitzer ihre
Schwarzen nicht zur Panama-Eisenbahn-Arbeit geben, weil das
dortige Klima und die Behandlungsweise der Arbeiter von solcher
Art sind, daß nur Verlust an Leben und Geld dabei
herauskommt. Denn das Klima in der dortigen Gegend ist
so mörderisch, um selbst für Regier unerträglich zu sein, und was
die Behandlung der Arbeiter anbelangt, so ist sie als unverant-
wortlich von allen Seiten bekannt!

Nichts spricht deutlicher zur Bezeichnung der in dieser Beziehung
obwaltenden Verhältnisse, als folgende Thatsache, deren buchstäbliche
Wahrheit mir durch Hrn. Dr. Freund gewährleistet wurde, dessen
Autorität durchaus in keinen Zweifel zu ziehen ist.

Es gingen im vorigen Jahre von hier siebenzehn Ungarn und
Polen hinunter an die Panama-Eisenbahn als Arbeiter; sie ließen sich
durch keine Vorkellungen davon abhalten. Zwölf davon sind notor-
isch unten gestorben; drei kamen mit völlig zerstörter Gesundheit
herber zurück und von den übrigen Zweien weiß man nicht, wo sie
geblieben sind.

Die Deutschen haben hier nicht so zusammen, wie andere Na-
tionalitäten; darum haben wir keine genauen statistischen Nachrichten
über unsere hinunter in das mörderische Panama-Gebiet verlockten
Landleute, Aber man nimmt an, daß mindestens schon an Zehn
Tausend Deutsche unten begraben liegen!

Das Verhältniß ist im Allgemeinen genau daselbe wie bei den
Ungarn, Polen u. s. w.

Danke-Speculanten machen sich kein Gewissen daraus, die Ein-

wanderer reinweg zur Schlachtbank für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu
führen; denn sie kosten ihnen ja nichts! Sie kommen hierher, trotz-
dem man sie obendrein eine Eingangsteuer in Kopfgebühren bezahlen
läßt. Wären es Thiere, wie etwa Schafe, Ochsen, Kühe, Pferde,
Schweine und dergleichen, welche man auch geschenkt bekäme, es würde
sicher kein Eingangszoll für diese Art Geschenke gefordert werden und
sie dürften besserer Behandlung, Aufnahme und Verwendung fähig
sein. So aber sind es ja nur Sornigners (Fremde), Deutschen,
wie man die Deutschen dumm-geringschätzend nennt u. s. w. Es ist
ja nur Menschen! Es ist kein „Ebenholz“, wie die Regierklaven
heißen, das man bezahlen muß.

New York, am 12. April 1853.

Eduard Feltz.

Ich bitte alle Redactionen öffentlicher Blätter um Aufnahme
vorstehender Warnung.

D. D.

Brief eines Ausgewanderten, höchst wichtig in Bezug auf den Weinhandel nach Amerika.

Die Ausfuhr nach Amerika steht in keinem Verhältnisse zu der
Einfuhr, seitdem soviel Getreide aus der neuen Welt bezogen wird.
Zudem entziehen Auswanderer und Millionen von Franken und brin-
gen diese nach Amerika. Deshalb es unser ernstliches Bestreben sein
muß, von Amerika wieder möglichst viel Geld an uns zu ziehen. Hierin
müchte der Käse- und Weinhandel wohl der geeignetste sein. Namentlich
der Weinhandel wäre gewiß eines der einträglichsten Geschäfte,
das man nach Amerika treiben könnte. Schweizerweine, wie Basler,
Neuenburger und Waadtländer, würden unzweifelhaft in Amerika sehr
beliebt und gut bezahlt werden. Ja wir sind sogar überzeugt, daß
wenn einmal die Schweiz-Eisenbahnen im Gange sind, ein getragener
Weinhandel nach Amerika selbst unsern Winzern im Seelande, im
Wiltelach u. s. w. von unerschöpfbarer Bedeutung sein müßte. Warum
sollte dieser Gegenstand nicht auch für die Schweiz höchst wichtig sein,
da der Zustand des Weinbaues in Amerika zur Zeit noch (mit etwai-
ger Ausnahme, wie z. B. am Ohio r.) von sehr geringem Belange
ist, und die Amerikaner gern Wein trinken und gut bezahlen, und
man aus andern Gegenden Europas schon lange her ungeheurer gut
mit diesem Artikel nach Amerika spekulirt. Wir begien diese Ansicht
schon lange, und sie wurde durch folgenden Brief eines Deutschen,
der uns soeben vorliegt, zur Gewißheit erhoben. Wir heben nur aus
dem Briefe hervor, was Bezug auf diesen Gegenstand hat. Der Brief
lautet:

„Du wirst dich noch erinnern, daß mir von vielen Seiten, namentlich
auch von Personen, welche man für besser unterrichtet halten

solte, abgerathen wurde, meinen Wein mitzunehmen, und das ich ihn gerne zurückgelassen hätte, wenn er mir nur halbwegs bezahlt worden wäre. Da ich ihn nicht unter dem Gelde hergeben wollte, so nahm ich ihn auf gut Glück mit, und gerade das, was man für Risgeschick hielt, ist zu meinem Vortheile ausgefallen. Den Wein hatte ich bekanntlich in zwei größern Fässern, die ich in Mainz auf den Rath eines erfahrenen Kaufmanns noch ganz besonders verpacken mußte. Derselbe sagte mir, daß die Weinsässer ohne Schutz leicht beschädigt werden und der Wein herauslaufen könnte, wenn man sie beim Umladen herumwerfe. Da ich mich schon überzeugt hatte, daß man nicht leicht mit dem Gepäck umging, entschloß ich mich gern dazu, und kaufte zwei Zuckersässer, welche nach allen Seiten größer waren, als die Weinsässer. Unten in dieselben brachte man nun eine Lage von Heu und Stroh, auf diese stellte man das Weinsäß in der Art, daß rings um dasselbe und zwischen den innern Wänden ein gleichmäßiger Zwischenraum blieb, welchen man möglichst fest mit Stroh ausstopfte. Nachdem dies geschehen war, brachte man oben auf das Faß wieder eine Lage von Heu und Stroh und presste diese durch das Einsetzen des obern Bodens vom Zuckersaß fest ein. So kann dem Weinsäß nichts passieren, denn wenn auch eine Dauge des Zuckersasses eingekopfen wird, so hat dies auf das Weinsäß doch nur in höchst seltenen Fällen einen nachtheiligen Einfluß.

Das kleine Fäßchen, welches ich zum Gebrauch auf der Reise mitnahm, bedurfte dieser Vorsichtungen nicht, und ich sorgte beim Umladen jedesmal dafür, daß es nicht beschädigt wurde. Auf dem Seeschiffe wollte der Kapitän nicht gestatten, daß ich das Fäßchen ins Zwischendeck nehme, endlich gab er aber doch meinen Bitten nach, und ich erhielt es, nachdem ich die Versicherung abgelegt hatte, das Fäßchen gut anbinden und den Wein nur mäßig gebrauchen zu wollen. Täglich trank ich ungefähr 2 Schoppen von dem Wein, und ich kann Dir sagen, er erhielt mich aufrecht. Die andern Reisenden fühlten das Bedürfnis einer Erfrischung, und bald hat mich der, bald jener um ein Glas davon. Um Geld und gute Worte ist Alles zu haben, dachte ich, daher ging ich den Kapitän um Erlaubnis an, Wein an die Passagiere abgeben zu dürfen. Da ich mit diesem Artikel gegen Niemand in Konkurrenz trat, gestattete er meine Bitte lachend, mit dem Zusage, daß die Schiffsmannschaft nicht von meinen Säßen ausgeschloffen sein dürfe. Der Kapitän sammt den andern Offizieren und Matrosen waren bald meine besten Kunden, das Fäßchen ging in kurzer Zeit auf die Reize und die Herrlichkeit hatte ein Ende. Dem Kapitän hatte unser gutes Schwabengewächs, obgleich es nur 48r war, so gut gemundet, daß er eines der großen Fässer aus dem untern Schiffsraum, den sie Schiffskeller nennen, bringen ließ, indem er behauptete, auf dieser Seereise am allerwenigsten Kranke zu haben, was offenbar von dem Genuß des Weines herrühre.

Bei der Ankunft in Amerika hatte ich das große Faß beinahe ausgezapft; den Rest kaufte mir der Kapitän ab. Alles war mir dankbar zu meinem Nutzen hin, denn ich brachte den Eimer auf mehr als hundert Gulden. Der Kapitän sagte mir gleich, ich mache in Amerika Glück mit meinem Wein, weil er milde sei, wie es die Amerikaner lieben.

In New-York hätte ich den Wein verkaufen können, allein ich wollte ihn nicht hergeben, sondern nahm ihn mit nach Buffalo. Andershalb Stunden von dieser Stadt entfernt kaufte ich eine Farm zu 2100 Thaler, 1000 Thaler verwendete ich auf die Einrichtung, worauf mir für unvorhergesehene Fälle noch etwas Geld in der Hand blieb.

Das Weinsäß kam ganz gut erhalten aus seiner Hülle hervor, mein Keller hat sich als ein guter Weinkeller erprobt, denn als ich den Wein nach 8 oder 10 Tagen anzapfte, fand ich ihn so gut und gesund, daß ich glaube, er habe durch die Reize eher gewonnen als verloren. Ich danke Gott dafür, daß er mir den Gedanken einbog, meinen Wein mit nach Amerika zu nehmen. Bei den schweren Arbeiten, die auf dem vernachlässigten Gute nöthig waren, that uns ein Glas Wein recht gut, um so mehr, als wir uns nicht so leicht an das amerikanische Bier gewöhnen konnten.

Keine Landleute wußten bald, wo ein Schöpflein Schwabengewächs zu haben sei und sprachen fleißig bei mir ein; von diesen erzählten es die Amerikaner, welche gleichfalls Geschmack am Remothaler fanden, und so hatte ich binnen wenigen Wochen eine frequenten Wirthschaft. Ich merkte, daß die Sache Geld gibt, deshalb ließ ich

folglich Wein von New-York kommen, der vorzüglich ist, aber einen unerschwinglich hohen Preis hat. Trotz dem aber geht er; wenn ich übrigens von unsern blühigen Remothaler- und Redarweinen hätte, so könnte ich zehnmal mehr verkaufen.

Wenn man in Amerika wirthschaften will, so braucht man vorher nicht lange darum einzufommen, sondern man darf nur bei der Behörde anzeigen, daß man eine Wirthschaft betreiben wolle, dann kann man anfangen, wie und wenn man will. Gewerbesteuer muß man daraus bezahlen.

Ich bitte Dich nun, lieber Vater, und auch Dich, lieber Bruder, mir sobald als möglich etwa 3 Eimer 48r und 9—10 Eimer 48r zu senden. Zum Ankaufen dieses Weines lege ich hier einen Wechsel mit 600 fl. bei, der in Frankfurt zahlbar ist, und auch in Stuttgart leicht wird umgesetzt werden können.

Recht zum Versenden keine zu großen Fässer, höchstens solche mit 3 Eimer, da sie beim Verpacken so sehr unbequem sind, und viel leichter beschädigt werden als kleinere. Die Weinsässer sind, wie ich es oben beschrieben habe, sorgfältig in Zuckersässer zu verpacken, und mir in möglichster Balde über Heilbronn zu schicken. Ich hoffe, daß ich künftig viel Wein gebrauchen werde."

Verschiedenes.

Bern. Das in lechtersprossener Woche von Bern gefeierte Bundesfest ist glücklich und schön vorübergegangen. Die ungeheure Volksmenge, die in unzähliger Zahl in allen Gassen und Straßen in und um Bern wogte, ist nach nahe und ferne in die Heimath zurückgetreten und erzählt den Zurückgebliebenen in freudiger Erinnerung von dem noch nie erlebten großartigen Volksfeste, der 500jährigen Feier Bern's Eintritt in den Schweizerbund. Eine nähere Beschreibung des Festes in diesem Blatte zu geben, ist unser Raum zu klein; man kann die in extra dazu gewidmeten Schriften lesen. Doch unsern Correspondenten und Freunden in Amerika müssen wir anzeigen, daß vor allem der historische Zug, welcher sich fast durch alle Gassen Bern's bewegte, über die neue Hydredrücke nach dem Murgauerthale hinaus und über die alte Brücke wieder in die Stadt hinein, allerdings das Schönste, das Unübertrefflichste und das Großartigste gewesen ist, das Bern noch je gesehen hat. Wie sonst bei vielen gewöhnlichen Volksfesten gemeine Räder zum Vorsch in kommt, war dieser Zug dagegen so erhaben, so ehrwürdig, so geisthaft feierlich, daß unter den tausend und tausend Zuschauern sich kaum ein Mund zum Lachen ziehen konnte, sondern dagegen das ganze zuschauende Volk wie eine Seele in feierlich stille, freudige Behmuth versank beim Anblicke der Väter, der aus dem Grabe erstandenen Helden. Dem erklangen da nicht die am Tage vorher an der Eröffnungsfeier von Hrn. Dr. Jehnder aus Zürich, dem Abgeordneten der Eidgenossen, zum versammelten Volk gesprochenen Worte tief in die Seele: „Seid einig! einig! einig! Eidgenossen. Wir haben ein schönes Vaterland! Vaterland, wer freute sich nicht dein Sohn zu sein!“

Von den Turnern erhielt den ersten Preis Hr. Matti, des Hrn. Pfarrers Sohn in Thierachern; von den Schwingern die berühmten Schwinger Beer aus dem Emmenthal und Zurflüh aus dem Berner Oberlande (jeder erhielt ein prachtvolles Kind, jedes zu 10 Dublonen Werth). Die Steinköcher verriethen nicht minder, daß noch alte männliche Kraft in den Schweizermännern ruht; es wurden Steine auf räumliche Weite gekopfen, die 75 Pfund und sogar solche, die einen Centner wogen.

— Alle amerikanischen Zeitungen ohne Ausnahme sind erbittert über die Habrässigkeit, durch welche das bereits gemeldete Unglück auf der New-Haven-Eisenbahn verursacht worden ist; einseitig wird die Bekräftigung der betreffenden Personen verlangt und allseitig die Veröffentlichung eines scharfen Gesetzes beantragt. Man hofft, daß die Behörden bei dem vorliegenden Falle ein abschreckendes Beispiel Natur werden; zu gleicher Zeit scheint man aber überzeugt zu sein, daß dies für die Zukunft von keiner Bedeutung ist. Nur durch ein umfassendes Gesetz kann geholfen werden, weshalb es nothwendig ist, dies so schnell wie möglich zu erlassen. Unter den umgekommenen Passagieren befindet sich ein Deutscher mit Namen Raphael Steinheimer.

— Von der brasilianischen Regierung ist das Erscheinen einer von Hrn. Dr. F. Schmidt herausgegebenen deutschen und portugiesischen Zeitchrift, deren Zweck ist, die deutschen Einwanderer mit dem

Ursahl der einheimischen Bewohne, sowie mit den neueren landwirthschaftlichen Erfahrungen bekannt zu machen, genehmigt worden; wir werden Gelegenheit haben, Auszüge aus dem bereits erschienen ersten Heft unsern Lesern demnächst mitzutheilen.

In einer von dem königl. preuß. Minister des Innern erlassenen, die im Lande herumziehenden Mormonen-Apostel betreffenden Verfügung heißt es: „Die Bestrebungen derselben verdienen, abgesehen von den Vorwürfen, welche gegen die Grundsätze jener Secte über die Ehe und einige andere sociale Gegenstände erhoben wurden, deshalb die besondere Aufmerksamkeit der Behörden, weil dem Vernehmen nach die Mormonen-Ansiedelungen in Amerika noch nicht die zur Bildung eines Staates erforderliche Bevölkerungszahl haben und die Häupter der Secte deshalb bemüht sind, Auswanderer von Europa dabinzuführen, so daß also der Verdacht nahe liegt, daß die hier aufstretenden Abgesandten es sich zum Geschäft machen, dießseitige Unterthanen zur Auswanderung zu verleiten. Auf derartige Abgesandte soll daher mit Aufmerksamkeit geachtet, dieselben sollen vorkommendenfalls ausgewiesen oder wo es zulässig, zur gerichtlichen Verantwortung wegen Uebertretung des §. 114 des Strafgesetzbuches gezogen werden.“

Auch in der Schweiz haben benannte Mormonen-Apostel angefangen, ihre Thätigkeit zu entwickeln, und es wäre daher sehr am Plage, gegen diese Abgesandte von Regierungen aus Schritte zu thun, wie in Preußen bereits gethan wurden.

Aus Mittelfranken, 25. Mai. Die Regierung wendet ihr Hauptaugenmerk auf die Auswanderungs-Agenturen und wacht darüber, daß keine heimlichen Auswanderungen stattfinden. Deshalb sind auch Uebersahrungsverträge mit ausländischen Agenten von bayerischen Staatsangehörigen abgeschlossen, laut einer Entschliessung vom 11. d., verboten und darf solchen die polizeiliche Anerkennung nicht erteilt werden. Die Regierung fordert die betreffenden Behörden auf, strengstens darüber zu wachen, daß solche Verträge von Seiten der Auswanderungslustigen nur mit, für Mittelfranken befähigten Agenten, abgeschlossen werden und nicht, wie kürzlich geschehen, (S. 3.) mit solchen aus der Schweiz oder aus Würtemberg. Wenn aber zum Beispiel ein Hr. B., welcher für Hr. S. Geschäfte gemacht hatte, vor etwa 3 Wochen in Geislingen (Großh. Baden) mit der Beförderung einer, aus 56 Köpfen bestehenden Auswanderungsgesellschaft beschäftigt, aufgegriffen und beinahe wieder jurid. transportirt worden wäre, so ist gewiß gerechtfertigt, daß vielen deutschen Agenten zu erwähnen, die unterufen und ohne irgend eine genügende Caution geleistet zu haben, in der Schweiz ungehindert ihr Wesen treiben und heimliche Auswanderungen befördern. Es wäre hierbei eben so sehr am Plage, daß diesen unterufenen Agenten von der Bundesregierung auf die Finger geklopft würde, da ja ohnehin die Schweizer-Agenten, die genügende Garantie geleistet haben, so sehr ins Auge gefaßt werden und in jeder Beziehung strenger Controlle unterworfen sind.“

Für Auswanderer.

Es laufen jetzt so viele sogenannte Amerikaner und andere Schacherer auf dem Lande herum, um die Auswanderer für sich zu gewinnen. Glaubt ihnen nicht, denn was sie Euch vormachen, ist lauter Schwindel! Wendet Euch an ein ordentliches Hauptbureau, dessen guter Ruf auch in dem Publikum begründet ist, oder an dessen Agenten; und laßt Euch ja nicht mehr von Zwischenmännern beschören, denen Ihr doch alle selbst den Verdienst bezahlen müßt. Denn umsonst reisen diese Schwindler nicht herum; ja sogar, sie kommen extra aus Amerika herüber, um ihr betrügerisches Geschäft zu betreiben, und die Leute partheiweise zusammen zu bringen und quasi zu verhandeln. **Laßt Euch nichts der Art gefallen!**

Halte Euch an rechtschaffene Haupt-Agenten, welche dafür bekannt sind, daß sie nicht allein für die Auswanderer sorgen bis mit ihnen affordirt ist, sondern es sich auch angelegen sein lassen, daß die Reisenden während der Land- und Seereise wirklichen Schutz haben, und bis zum Bestimmungsort in Amerika selbst mit guten Empfehlungen versehen werden.

Eine Seereise ist keine Spaziersfahrt, sondern eine Lebensfrage!

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Herausg. für den Kolonist.)

„Tödtet die Ralte den weißen Mann nicht?“ sagte endlich der Indianer.

„Nein, der weiße Mann kann das Eis des Winters so gut ertragen, wie ein Indianer. Er jagt ebenso gut, und bringt ebenso gut Wild jurid.“

„Sind Alle, welche mit ihm gekommen sind, nun in der Hütte des weißen Mannes?“

„Nein, ein weißes Kind schläft im Schnee, und ist in den Lande der Otter.“ erwiderte Malachi.

Hir trat abermals eine Pause von einigen Minuten ein, dann fuhr der Indianer fort:

„Ein kleiner Vogel sang in mein Ohr, und sagte: Des weißen Mannes Kind ist nicht todt, es ging in die Wälder, bis es die Indianer fanden und in ein Wigwam in den entferntesten Westen brachten.“

„Hat der kleine Vogel die junge Otter nicht belogen?“ entgegnete Malachi.

„Nein, der kleine Vogel sang die Wahrheit.“ versetzte der Indianer. „Der weiße Knabe ist am Leben, und in der Hütte des Indianers.“

„Es sind viele weiße Männer in der Gegend, welche Kinder haben.“ antwortete Malachi, „und Kinder werden oft verloren. Der kleine Vogel mag von dem Kinde eines andern weißen Mannes gesungen haben.“

„Der weiße Knabe hatte eine Finte in der Hand und Schneeschuhe an den Füßen.“

„Das haben Alle, welche im Winterschnee auf das Jagden gehen.“ bemerkte Malachi.

„Aber der weiße Knabe wurde in der Nähe der Hütte des weißen Mannes gefunden.“

„Warum haben denn die Indianer den Knaben nicht zu dem weißen Manne gebracht, als sie ihn fanden?“

„Sie waren auf dem Wege nach ihrem eigenen Wigwam und konnten nicht umkehren; sie fürchteten überdies zu der Hütte des weißen Mannes zu gehen, nachdem die Sonne untergegangen war, denn mein Vater sagt, er habe viele junge Männer und viele Finten.“

„Aber der weiße Mann feuert seine Finten nicht auf die Indianer ab, sie mögen bei Tag oder bei Nacht kommen.“ sagte Malachi. „Bei Nacht tödtet er die heulenden Wölfe, wenn sie nahe an seine Hütte kommen.“

Der Indianer schwieg; bei diesen Worten erkannte er, daß die Wollschaut, mit welcher der Indianer bedeckt war, als er um die Ballisfaben kroch und von John geschossen wurde, gefunden worden war. Nach einer Weile setzte Malachi die Unterredung fort:

„Ist die junge Otter von einem nahen Stamme?“

„Die Hütten unseres Stammes sind zwölf Tagreisen westwärts.“ entgegnete der Indianer.

„Der Häuptling von dem Trupp der jungen Otter ist wohl ein großer Krieger?“

„Er ist es.“ antwortete der Indianer.

„Ja.“ versetzte Malachi, „die zornige Schlange ist ein großer Krieger. Schickt er die junge Otter zu mir, um mir zu sagen, daß der weiße Knabe noch lebe und in seinem Wigwam sei.“

Der Indianer verstummt wieder, denn er erkannte, daß Malachi wisse, woher und von wem er komme. Endlich sagte er:

„Es sind viele Monate seit die zornige Schlange den weißen Knaben gefunden hat, und sie hat ihn mit ihrem Bilde genährt; sie hat viele Monate gesagt, um ihm seine Nahrung zu geben, und der weiße Knabe liebt die zornige Schlange wie einen Vater, und die zornige Schlange liebt den Knaben wie ihren Sohn. Sie will ihn an Kindesstatt annehmen und der weiße Knabe wird der Häuptling des Stammes werden. Er will die weißen Männer vergessen und wie ein Indianer roth werden.“

„Der Knabe ist von dem weißen Manne vergessen, der ihn schon lange wider die Leibern gezählt hat,“ entgegnete Malachi.

„Der weiße Mann hätte sein Gedächtnis, um so bald zu vergessen,“ entgegnete der Indianer; es ist nicht so. Er würde manche Geschenke dem geben, der ihm den Knaben zurückbrächte.“

„Und welche Geschenke könnte er machen?“ bemerkte Malachi.

„Der weiße Mann ist arm und jagt mit seinen jungen Männern, wie die Indianer jagen. Was hätte der weiße Mann zu geben, um Indianer zu erfreuen, er hat keinen Whisky.“

„Der weiße Mann hat Pulver, Blei und Flinten,“ entgegnete der Indianer, „mehr als er brauchen kann, hogen in seinem Lagerhaus.“

„Und will die zornige Schlange den weißen Knaben zurückbringen, wenn ihr der weiße Mann Pulver, Blei und Flinten giebt?“ fragte Malachi.

„Sie will eine weite Reise machen und den Knaben zurückbringen,“ entgegnete der Indianer; aber zuerst soll der weiße Mann sagen, welches Geschenk er geben will.“

„Es soll mit ihm gesprochen werden,“ entgegnete Malachi, „und seine Antwort soll gebracht werden; aber die junge Otter darf nicht zu der Hütte des weißen Mannes gehen. Eine Rothhaut ist nicht sicher vor den Flinten der jungen Männer. Wenn der Mond voll ist, will ich der jungen Otter Antwort sagen, wenn die Sonne untergegangen ist auf der Westseite der langen Wiese. Ist es so recht?“

„Gut,“ entgegnete der Indianer, welcher aufstand, sich auf dem Wege herumdrehte und in den Wald hineinging.

Als Malachi nach dem Hause zurückkehrte, suchte er eine Gelegenheit, um Alfred das mitzutheilen, was sich soeben ereignet hatte. Nach einer kurzen Unterredung kamen sie überein, daß sie dem Capitän Sinclair, welcher diesen Morgen von dem Fort angekommen war, das anvertrauen wollten, was sich ereignet hatte, um mit ihm über das weitere Benehmen sich zu berathen. Capitän Sinclair war ebenso überrascht als entzückt, als er vernahm, daß Percival noch lebe, und interessirte sich sehr für die Sache.

„Die Hauptfrage ist, ob es nicht besser sei, auf die Bedingungen dieser Schurken von einem indianischen Häuptlinge einzugehen,“ bemerkte Capitän Sinclair. „Was sind einige Pfund Pulver und eine oder zwei Flinten im Verhältnis zu dem Glücke, welches durch Percivals Rückkehr seinen Eltern zu Theil wird, die ihn so lange als tot beweint haben.“

„Das ist es nicht, Sir,“ entgegnete Malachi. „Ich weiß, daß Herr Campbell sein ganzes Lagerhaus hingeben würde, um den Knaben wieder zu erlangen; wenn wir ihm Waffen und Munition geben, legen wir die Mittel zur Rache in seine Hände, und es sollte mich durchaus nicht überraschen, wenn wir von ihm und seiner Bande angegriffen, und uns vielleicht durch dieselben Flinten besetzt sehen würden, welche wir nach Ihrem Vorschlage ihnen gegeben haben.“

„Aber was sollen wir denn thun, um den Knaben wieder zu erlangen.“

„Das ist die Frage, welche auf mich laftet,“ entgegnete Alfred, „denn ich stimme vollkommen mit Malachi überein, daß wir ihm Waffen und Munition nicht geben dürfen, und ich zweifle, daß er irgend etwas Anderes annimmt.“

„Rein, Sir, das wird er nicht, dafür sehe ich gut,“ entgegnete Malachi; „ich denke daher, daß nur ein Weg ist, der uns irgend eine Aussicht eröffnet.“

„Welchen Gedanken haben Sie denn, Malachi?“

„Die zornige Schlange und seine Bande hat uns ausgeföhrt, und wären wir nicht so sehr auf unserer Hut gewesen, so würden sie uns angegriffen und alle gemordet haben, das ist klar. Sie konnten dies nicht; sie raubten daher Percival und behielten ihn zurück, um ihn nur gegen den von ihnen festgesetzten Preis zurückzugeben. Nun, Sir, kam die junge Otter zu uns, und erbot sich wieder zu kommen. Wir haben ihm für sicheres Geleit keine Bürgschaft geleistet, und daher müssen wir, wenn er wieder kommt, einen Hinterhalt für ihn bereit haben, um ihn zum Gefangenen zu machen. Dazu bedürfen wir aber, Sir, den Beistand des Obersten, denn er muß auf dem Fort eingeschlossen werden, weil wir ihn auf dem Gute nicht bewahren können. Dann können wir den indianischen Durschen gefangen nehmen und als Geißel für Percival so lange zurückbehalten, bis wir mit der zornigen Schlange ein Uebereinkommen getroffen haben werden.“

„Ihr Gedanke, Malachi, gefällt mir sehr wohl,“ entgegnete Capitän Sinclair, „und wenn Alfred mit mir übereinstimmt, will ich den Oberst von Allem in Kenntnis setzen, wenn ich diese Nacht nach Hause kehre, und ich werde sehen, ob er damit einverstanden ist, daß wir einen solchen Schritt thun.“

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigen. Der Kolonist

erscheint auch im zweiten Semester 1853. Man abonniert portofrei bei der Redaktion, oder in der Haller'schen Buchdruckerei, oder auf allen Postämtern, auf diesen letztern jedoch nur halbjährlich. Wer an einem dieser Orte direkt abonniert, und nicht die Nachnahmnummer abwartet, erspart sich die Franko-Marke, welche mit allen Nachnahmnummern (unter 10 Stunden mit 15 Cent. und über 10 Stunden Entfernung mit 20 Cent.) versendet werden muß. Jahr-Abonnement 6 Fr., halbjährlich 3 Fr., vierteljährlich 1 Fr. 50 Cent.

Die Lithographie hat uns seither an diesem Einsenden von Anzeigen veräußert, es werden aber jetzt dann schnell mehrere nach einander folgen.

Die verehrtesten Leser von Probenummern, denen wir bisher einige Nummern zuwandten, und welche nicht resubscribten, betrachten wir ebenfalls als verehrl. zukünftige Abonnenten, und werden ihnen bloß den Betrag für das nächstfolgende Quartal (Juli, August und Herbstmonat) mit 1 Fr. 50 Cent. in einer der nächsten Nummern per Post nachnehmen und ihnen von da an den Kolonist dann regelmäßig einsenden.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach
Nord- und Südamerika und Australien
in Happerschwil.



Dieses Büreau speidlet fortwährend Auswanderer und Cajüt-Passagiere sowohl in Dampf- als in Segelschiffen ersten Ranges nach allen Häfen von Nordamerika zu den besten Preisen, über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Rotterdam, so auch nach Australien durch regelmäßig abgehende große schnelfahrende Fregatenschiffe.

Nach den brasilianischen deutschen Kolonien Dona Francisca, Santa Cruz, Blumenau, der Gutsbesitzer in der Provinz San Paulo und den Kolonien in der Republik Venezuela, von denen allen in den letzten Zeiten die günstigsten Nachrichten eingekommen sind, werden ebenfalls fortwährend Engagements angenommen.

Im Fernern ist benanntes Büreau in Stand gesetzt, den Auswanderern nach Nordamerika, um dieselben vor Prellereien in New York bewählig zu bewahren, schon hier Billette zu deren Beförderung ins Innere des Landes zu den gleichen Preisen zu erlassen, wie dieselben bei den Hauptbüreau in New York bezogen werden können; 10% des Betrages werden in Hier, das Uebrige in New York bezahlt.

Briefe und Anfragen, welche stets unentgeltlich beantwortet werden, und für Abschlüsse von Verträgen wende man sich gefälligst franco an obgenanntes Büreau.

Zu jeglicher Auskunft ist auf frankirte Briefe oder auf persönliche Anfragen auch die Redaktion dieses Blattes bereit.

Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern. Verlag und Redaktion: W. C. Graff n. f. laus, Lehrer in der Schöpfhalle bei Bern.

